

EDITH STEIN GESAMTAUSGABE

EDITH STEIN GESAMTAUSGABE

Herausgegeben von der
Edith Stein Stiftung, Köln

Unter wissenschaftlicher Mitarbeit von
Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz
Lehrstuhl für Religionsphilosophie und
vergleichende Religionswissenschaft der
Technischen Universität Dresden

4

Biographische Schriften 4
Selbstbildnis in Briefen III

Edith Stein

Selbstbildnis in Briefen

Briefe an Roman Ingarden

Einleitung von
Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Bearbeitung und Anmerkungen von
Maria Amata Neyer OCD
Fußnoten mitbearbeitet von
Eberhard Avé-Lallemant
Bearbeitung der 2. Auflage von
Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Diese Sonderausgabe wurde realisiert mit freundlicher Unterstützung der Provinzen
des Teresianischen Karmels (OCD) in Deutschland und Österreich sowie der
Edith Stein Gesellschaft Deutschland.

Neuausgabe 2025 der 3., durchgesehenen Auflage 2015

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 2001, 2005
Hermann-Herder-Straße 4, D-79104 Freiburg
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg
Printed in Germany

ISBN 978-3-451-02624-9
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83884-2

Geleitwort

Dieser Band bildet den Abschluß des ersten Teils (Biographische Schriften) der Edith Stein Gesamtausgabe. Er korrigiert, präzisiert und ergänzt den entsprechenden Band der vorhergehenden Ausgabe (ESW XIV, 1991).

Das hier zutage tretende Selbstbildnis Edith Steins in ihrer wissenschaftlichen und tiefen menschlich-persönlichen Beziehung zu Roman Ingarden kann einerseits durch die Lektüre der Briefbände „Selbstbildnis in Briefen I und II“ (ESGA 2 und 3) erhellend in das Lebensganze Edith Steins eingeordnet werden, es vermag zum anderen die Vielfalt der menschlichen Beziehungen Edith Steins zu konkretisieren und vor Augen zu führen.

Die „Briefe an Roman Ingarden“ führen in die philosophische Szene der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ein und veranschaulichen zugleich den Werdegang Edith Steins von einer Philosophin in der Welt zu einer Philosophin im Karmel.

Herausgeber und Bearbeiterin sind wiederum sehr vielen Menschen zu Dank verpflichtet. Wie bei den vorhergehenden Briefbänden war Frau Professorin Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz bereit, auch diesen Band fundiert einzuleiten. Neben den vielen hilfsbereiten Menschen, darunter Herrn PD Dr. Eberhard Avé-Lallemant (München), danken wir ihr ganz besonders.

Michael Linssen OCD † (Würzburg)
Maria Amata Neyer OCD (Köln)

PS. Während der Endkorrektur dieses Bandes verstarb am 23. Mai 2001 völlig unerwartet Michael Linssen OCD. Er hat sich unauslöschliche Verdienste um die schwierige Herausgabe der Werke Edith Steins erworben, schon von EWS XI bis XVIII, nun bei ESGA 2, 3, 4, 13 und 16.

R. I. P.

Inhalt

Geleitwort	5
Einleitung	
von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz	9
1. Warum in Briefe eindringen?	9
2. Einer Freundschaft Blühen und Sich-Bezähmen	10
3. Meisterschaft des Denkens: Edmund Husserl	12
4. Der Göttinger Kreis	15
5. Der Philosoph Roman Ingarden	17
6. Ein „Briefwechsel, der keiner ist“?	19
7. Glauben mit oder gegen die Philosophie?	23
Abkürzungsverzeichnis	26
Editorische Vorbemerkung	28
Briefe, Postkarten	29
Nr. 1 – 25 1917	31
Nr. 26 – 63 1918	68
Nr. 64 – 66 1919	121
Nr. 67 – 72 1920	126
Nr. 73 – 80 1921	135
Nr. 81 – 83 1922	147
Nr. 84 – 87 1924	151
Nr. 88 – 96 1925	157
Nr. 97 – 102 1926	169
Nr. 103 – 119 1927	177
Nr. 120 – 124 1928	193
Nr. 125 – 131 1929	200
Nr. 132 – 147 1930	206
Nr. 148 – 152 1931	221
Nr. 153 – 156 1932	226
Nr. 157 – 159 1933	232
Nr. 160 1934	235

Inhalt

Nr. 161	1937	237
Nr. 162	1938	239
Verzeichnis der benutzten Literatur		241
Register		243

Einleitung

von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

1. Warum in Briefe eindringen?

Edith Steins denkerischer Rang, ihr erschreckendes Schicksal, ebenso ihre religiöse Kraft rücken sie in die Reihe jener, deren Äußerungen auch in privaten Briefen die Aufmerksamkeit wecken: Solche Personen werden öffentlich. Damit werden nie für die Allgemeinheit gedachte Mitteilungen unter ganz neuen Blickwinkeln gelesen, auch durchforstet: von der Historie, von der besonderen Fragestellung der Kultur- und Philosophiegeschichte, von der Theologie, von der Frauenforschung, einfach von einem verehrenden Blick, möglicherweise auch nur von der Neugier. Wer Edith Steins Charakter kennt, weiß, daß sie diese Aufmerksamkeit nicht gesucht, eher als Hinderung beim Schreiben empfunden hätte.

So ist die Herausgabe ihrer Briefe, vor allem jener ungewöhnlichen an Ingarden, ein Eindringen; nur ein Tagebuch wäre wohl noch intimer. Dennoch ist die Annäherung zu wagen, auch wenn Edith Stein selbst nur wenigen eine solche Nähe eröffnete. In dem immer größer werdenden zeitlichen Abstand wirkt nicht mehr zudringlich, ja darf gesucht und enthüllt werden, was das ursprüngliche Erleben, Erfahren, Denken dieser Frau gegenwärtig macht. Das Unmittelbare wird durch den Abstand gedämpft und gleichzeitig in größere Klarheit gehoben: das Subjektive ist abgesunken, das Besondere, nämlich Einmalige und allgemein Bedeutsame, schält sich heraus. So wird das Unbeabsichtigte zum Dokument, was übersetzt heißt: zum Lehrstück, aber gerade nicht im langweilig-lehrhaften Sinn. Vielmehr geht vom Absichtslosen eine lebendige Bewegung aus, die Edith Steins sonstigen philosophischen Stil eher selten begleitet.

Das sonstige Briefcorpus Edith Steins liegt im Rahmen der Gesamtausgabe, erstmals zusammen mit an sie gerichteten Schreiben und anderen Dokumenten, in zwei Bänden vor.¹ Es umfaßt unterschiedlichste Empfänger, unterschiedlichste Anliegen: Austausch mit Freunden und Bekannten, Mitteilungen an die Familie, Anfragen, kurze Grüße (die zahllosen Postkarten!), auch knappe philosophische Diskussionen, ebenso knappe religiöse Hin-

¹ Edith Stein, *Selbstbildnis in Briefen I: Briefe von 1916–1933*, ESGA 2, Freiburg 2000; *Selbstbildnis in Briefen II: Briefe von 1933–1942*, ESGA 3, Freiburg 2000.

weise, Ratschläge – die reiche Mischung eines vielfach angeforderten Lebens. Dieser bekannt gewordene Briefwechsel wirkt diszipliniert, sachbezogen, selten kommt es zum längeren Austausch. Freilich bleiben selbst die wesentlich erweiterten Briefsammlungen chronologisch lückenhaft, was die entscheidenden Jahre vor und nach der Taufe Edith Steins (1922) angeht.

Die Lücke dieser frühen Jahre, in welchen sich der härteste Widerstreit um den gemäßen Weg abspielte, ist durch das glückhafte Auftauchen der Briefe an Roman Ingarden geschlossen – mehr als das: in reichem Maße gefüllt. Denn mehr als die Hälfte der Briefe stammt aus den Jahren 1917 bis 1925; sie zeigen die innere Suchbewegung der jungen Doktorin und Privatassistentin Husserls einem als adäquat empfundenen Partner gegenüber, sie zeigen Selbstkritik und Scharfblick ins eigene Innere, und vor allem zeigen sie das allmähliche Einmünden in eine schmerzlich gesuchte Lösung – Lösung der inneren Unsicherheiten, Lösung auch vom Freund Ingarden, Auftauchen eines anderen Friedens. All dies ist begleitet von reichen persönlichen und sachlichen Hinweisen auf den Göttinger und Freiburger Phänomenologenkreis und Husserl selbst.

So bietet das Vorliegende zweierlei Einblick: in Edith Steins Seele (wenn man diesen einfachen Ausdruck so einfach gebrauchen darf) und in die Werkstatt der Phänomenologie in den 10er und 20er Jahren. Die Stein- und Ingarden-Forschung wie die Kenntnis des Husserl-Kreises können von der nochmals ergänzten, nunmehr vollständigen Veröffentlichung² gleichermaßen gewinnen; die auftauchende *terra incognita* gehört ins wissenschaftliche Gespräch. Zunächst, dieses Gespräch in den hier gebotenen Grenzen einleitend, zu Edith Steins seelischer Lage und schwieriger persönlicher Entfaltung.

2. Einer Freundschaft Blühen und Sich-Bezähmen

In der Freundesbeziehung muß ein privater Horizont angesprochen werden, der sich mit dem sachlichen untrennbar berührt. Oben wurde von dem glückhaften Auftauchen der Stein-Briefe gesprochen, was genauer heißt: sie wurden von Ingardens Söhnen nach dessen Tod († 1970) im Original an die Polnische Akademie der Wissenschaften in Warschau und in Kopie an den Kölner Karmel gegeben (1986) – wohl ausgelöst durch die Seligsprechung Edith Steins am 1. Mai 1987. Ingarden selbst hatte die Veröffentlichung öfter erwogen, da er den biographischen und philosophiehistorischen Wert der

² Die Erstveröffentlichung in ESW XIV im Herder Verlag, Freiburg 1991, enthielt noch 9 lückenhafte Briefe, die jetzt ergänzt werden konnten; ein Brief (Nr. 81) wurde noch aufgefunden, so daß sich von dieser Nummer ab die Zählung der Briefe gegenüber der Erstausgabe verschiebt.

Korrespondenz wohl einschätzen konnte³ und 1968 auch Husserls Briefe an ihn herausgegeben hatte⁴.

Vielleicht hinderte ihn letztlich eine gewisse Zurückhaltung wegen der privaten Anklänge der Briefe. Zwischen 1917 und 1918 zeigen sie eine tiefere als nur aus der gemeinsamen Denkarbeit aufsteigende Freundschaft – sie lassen auf der Seite Edith Steins Liebe erkennen, dann Überwindung und Verzicht, dies allerdings schon Ende 1917. Denn das sacht keimende Gefühl, immer wieder verhüllt, aber auch immer wieder durchscheinend, bleibt unerwidert. Die Antwortschreiben Ingardens sind nicht erhalten oder noch nicht aufgetaucht; jedenfalls versuchte Edith Stein auf eine seit 1924 geäußerte Bitte hin, die Briefe zurückzugeben⁵. Aus ihrem gefaßten, zuweilen mühsam gezähmten, mühsam sachlichen Ton, der Leidenschaftlicheres erraten läßt, geht ihr Kampf gegen sich selbst, das Einhalten der vom Freund offenbar zugewiesenen Grenzen, die Anstrengung bloß gedanklichen Austausches hervor. Philosophieren ersetzt den Ton des Herzens, den der andere nicht hören will. So tragen die Briefe von 1917 den Zwiespalt des weder ganz entwickelten noch ganz zum Schweigen gebrachten Gefühls. Und dieser Ton bleibt auch nach dem Höhepunkt oder Tiefpunkt im Spätherbst dieses Jahres für eine Weile hörbar. Als Ingarden Anfang 1918 zurück nach Polen geht, müht sich die Schreiberin – nicht immer mit Erfolg – um Gleichgewicht. Die Briefe bleiben lang, in der Korrespondenz Edith Steins sogar einmalig lang und von wechselnder Stimmung. „Ich denke manchmal, daß ich Ihnen als eine recht überspannte und launenhafte Person erscheinen muß. Und nicht mit Unrecht. Zur Milderung des Eindrucks kann ich nur anführen, daß Sie das einzige Opfer für alle Unvernunft sind, die in mir steckt, und daß ich mich sonst aller Welt gegenüber ganz schrecklich vernünftig betrage. So vernünftig, daß meine Briefe vermutlich als Fälschung angesehen würden, wenn Sie mal auf den Gedanken kämen, sie zu veröffentlichen. Also, hüten Sie sich, das je zu tun!“⁶ Wirkliche Überwindung und Ruhe kommen in die Briefe erst im Herbst des Jahres 1919 – weniger wegen Ingardens Heirat, eher wegen Edith Steins bereits vorwärtsdrängender religiöser Entwicklung und nicht zuletzt wegen einer neuen, von ihrer Seite wiederum tiefen (und wiederum einseitigen) Freundschaft zu Hans Lipps. „Zunächst muß ich Ihnen sagen, daß die Freiburger Erinnerungen gerade um die Zeit, als ich die Nachricht von Ihrer Vermählung bekam, durch fri-

³ Tatsächlich veröffentlichte er eine kleine Auswahl, nur sachliche Erörterungen betreffend, in: Roman Ingarden, *Edith Stein on Her Activity as an Assistant of E. Husserl*, in: *Philosophy and Phenomenological Research* XXIII, 2 (Dec. 1962), 155–175.

⁴ Edmund Husserl, *Briefe an Roman Ingarden. Mit Erläuterungen und Erinnerungen an Husserl*, hg. v. R. Ingarden, Den Haag 1968.

⁵ Vgl. Briefe 86, 87, 111.

⁶ Brief 38 vom 5. 7. 1918.

sche Eindrücke unwirksam gemacht waren, durch eine Geschichte, die in vielem eine unheimliche Analogie mit der Ihnen bekannten aufwies. Einzelheiten erlassen Sie mir wohl. Die Erfahrungen waren mindestens ebenso schmerzlich, aber meine inneren Widerstandskräfte waren gewachsen, so daß ich leichter hindurchkam und, wie ich glaube, gerade dadurch die innere Freiheit erlangt habe.“⁷

Diese innere Freiheit teilt sich nun auch den sachlich und unverkrampft werdenden Briefen mit. Aber es scheint, als würde Ingarden noch längere Zeit nicht ohne Befangenheit handeln: Er nennt die Namen seiner Kinder nicht, braucht mehrere Jahre, um deren Photo (ohne seine Frau) zu senden. Sichtlich grenzt er sein privates Leben vor Edith Stein ab. Nicht ohne Nachdenklichkeit über den psychologischen Umschwung liest man dann freilich Ende 1929 – Ingarden war mittlerweile 1927 wieder in Deutschland und auch zu einem kurzen Besuch bei Edith Stein gewesen –, wie sie ihm die Bitte um das „Du“ nun wirklich unbefangen abschlägt, denn „es wäre unwahrhaftig, weil nicht meinem Empfinden entsprechend, und so etwas möchten Sie ja selbst nicht. [...] Für mich hängt an der vertraulichen Anrede etwas von Familienwärme, wie sie in mein Leben nicht mehr paßt. Sie müssen immer denken, daß um mich herum unsichtbare Zellenwände sind. Die Liebe, die nicht von dieser Welt ist, geht durch diese wie durch alle materiellen Wände hindurch, sie kennt keine Grenzen von Zeit und Raum, aber anderes wird dadurch ferngehalten. Wenn Ihnen das weh tut, ist es mir leid, aber ich kann es nicht ändern.“⁸

Diese Spröde – erst die seine, dann die ihre – hindert freilich nicht, ja befördert die Konzentration auf den einzigen Nenner, der bleibt: die Phänomenologie. Die Verknüpfung der beiden Freunde geschieht nun in sachlicher Hinsicht, durch das Dritte und den Dritten: die Bindung an Gedankenwelt und Person des gemeinsamen Lehrers.

3. Meisterschaft des Denkens: Edmund Husserl

An dieser Stelle eine knappe Charakteristik Husserls, mit dem die Freundschaft und Denkgemeinschaft Stein-Ingarden so tief zusammenhängen. Vieles in den Briefen Angedeutete berührt die Kenntnis umfassender Zusammenhänge; so sei das leichthin Ausgetauschte wenigstens mit einer Rahmenskizze unterfangen.

Edmund Husserl war in seinen Freiburger Universitätsjahren, in deren Kontext die Briefe einsetzen, längst ein Philosoph von Weltrang. Geboren

⁷ Brief 94 vom 29. 11. 1925.

⁸ Brief 131 vom 29. 12. 1929.

am 8. April 1859 in Proßnitz (Mähren), von jüdischer Abstammung und protestantischem Bekenntnis, war er zuerst zu Mathematikstudium und -promotion nach Leipzig, Berlin und Wien gegangen, hörte dort 1884–1886 den Philosophen Franz Brentano und geriet dadurch auf die Probleme der Logik. 1887 habilitierte er sich *Über den Begriff der Zahl* und blieb bis 1901 als Privatdozent in Halle. Seine Forschung konzentrierte sich endgültig auf die Philosophie und hier auf die Erkenntnistheorie: Gegen den subjektivierenden Historismus und Psychologismus der Zeit arbeitete er an der objektiven Logik des Erkennens, also an den weder geschichtlich noch psychologisch bedingten Voraussetzungen des Erkenntnisaktes. Sein Werk *Logische Untersuchungen* (in zwei Teilen 1900/01) erregte sofortigen, ungewöhnlichen Widerhall in der philosophischen Welt und brachte ihm den Ruf an die renommierte Göttinger Universität (1901–1916). Dort formte sich langsam ein „Göttinger Phänomenologenkreis“, parallel zum Kreis um Pfänder, Geiger und Scheler in München. Mehrere „Münchner“, darunter der hochbegabte Adolf Reinach, gingen ab 1905 zu Husserl nach Göttingen; Theodor Conrad (der spätere Mann von Hedwig Martius) gründete 1907 die „Göttinger Philosophische Gesellschaft“, wo Max Scheler seit 1910/11 Vorlesungen hielt. 1907 trug Husserl *Die Idee der Phänomenologie* als Vorlesung vor; 1913 begründete er zusammen mit Pfänder, Scheler, Reinach und Geiger das „Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung“. Darin erschien sein zweites großes Werk *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Forschung* (Teil I). Husserls Schülerkreis war längst international geworden; sein Ruhm brachte ihm die Berufung als Ordinarius nach Freiburg (1916–1928) ein – Höhepunkt seiner Laufbahn. In Martin Heidegger erwuchs ihm ein Schüler und Assistent (1919–1922), dann der erwünschte Nachfolger (ab 1928), was aber sogleich den sachlichen und unüberbrückbaren Unterschied zwischen beiden an den Tag brachte. Heideggers politischer Irrweg während der nationalsozialistischen Ära machte die Beziehung schließlich ganz unmöglich. Husserls Weltruf bewahrte ihn vor tätlichen Angriffen seitens der braunen Machthaber, freilich nicht vor demütigenden Schikanen. Seine Vortragstätigkeit blieb vielbeachtet: 1929 las er in Paris (*Méditations Cartésiennes*), 1935 in Wien und Prag. 1936 erschien als letztes Werk, in gewissem Sinn als fragende Überprüfung des eigenen Denkens und Unterscheidung zum Zeitgeist *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*. Am 27. April 1938 starb der „Meister“ in Freiburg; seine letzten Monate zeigen eine vorher verhüllte innere Bewegung auf das Christentum zu.⁹ Auf abenteuerliche

⁹ Schön und zurückhaltend hat darüber berichtet Sr. Adelgundis Jaegerschmid OSB, *Gespräche mit Edmund Husserl*, in: Waltraud Herbstrith (Hg.), *Wege zur inneren Stille*, Aschaffenburg 1987.

Weise wurde sein großer Nachlaß über die Schweiz nach Löwen gebracht, wo ein Husserl-Archiv die Bestände bewahrt. Husserls Frau Malvine (1860–1950) entran dem Holocaust durch ein Versteck in einem belgischen Kloster. Während des Krieges konvertierte sie zum Katholizismus.¹⁰

Diese Namen und Daten geben den Rahmen für die vorliegende Korrespondenz und werden durch sie weiter persönlich erhellt. Um den Rahmen aber nicht nur äußerlich, als Pflichtübung des Historikers, zu zeichnen, sei kurz und keineswegs zureichend der frühe Horizont von Husserls Denken umrissen; sonst wird die außerordentliche Bedeutung dieses Lehrers für seine Schüler, aber auch für die Gesamtentwicklung der zeitgenössischen Philosophie nicht begreiflich.

Husserl hatte in der deutschen Philosophie, die seit Kant und dem großen 19. Jahrhundert international tonangebend war, erhebliches Aufsehen erregt durch eine Wende des Denkens, die später Scheler und Heidegger – freilich sehr anders – mitverfolgten. Die Schulphilosophie war damals vom Neukantianismus geprägt, einer Neuauflage und epigonalen Verschärfung von Immanuel Kants kritischem Denken. Kant hatte 1781 – im Gegensatz zur antiken und mittelalterlichen Auffassung – die Vernunft in ihren verschiedenen Kräften als dasjenige Instrument bestimmt, das von sich aus unhintergehbare Koordinaten liefert, mit denen Wirklichkeit geordnet und aufgenommen wird. Zum Beispiel trägt jede Anschauung die Koordinaten Zeit und Raum an sich, findet sie also nicht an den Dingen, sondern überträgt sie auf die Dinge – Wirklichkeit läßt sich nicht anschauen, ohne sie in Zeit und Raum vorzustellen. Ebenso bildet die Vernunft selbst die ständig vorgegebene, nicht abnehmbare „Brille“ zur Erfassung des Wirklichen. Kants *Kritik der reinen Vernunft* von 1781 stößt bis zu dieser Tatsache vor, kann sie aber nicht „überholen“.

Kant hat diese Entdeckung selbst als „kopernikanische Wende des Bewußtseins“ bezeichnet: „Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenstände richten. [...] Man versuche es [...] einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten. [...] Es ist hiemit eben so, als mit den ersten Gedanken des Kopernikus bewandt [...], ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließ.“¹¹

In der Folge ergibt sich daraus die kantische Skepsis: Das „Ding an sich“ bleibe unerkennbar, erkannt werde nur das „Ding für uns“, in der Wiedergabe unseres Bewußtseins. Für den Neukantianismus des 19. Jahrhunderts

¹⁰ Briefe Malvine Husserls an Sr. Adelgundis Jaegerschmid OSB sind unveröffentlicht und enthalten Notizen zum Zerwürfnis Husserl-Heidegger.

¹¹ *Kritik der reinen Vernunft*, Vorrede zur 2. Auflage.

bedeutete das eine verschärft subjektive Philosophie: Da das Ich die Kategorien der Wirklichkeit vorgibt, kann mithin begründet nur über das Ich in seinen Bedingtheiten, nicht über die Wirklichkeit als objektive nachgedacht werden.

Husserl vollzog nun den ebenso revolutionären wie konservativen Schritt, wieder über das Wirkliche als das „Gegebene“ zu reden und es für erkennbar zu halten – trotz Kant, besser gesagt: mit und gegen Kant. Hinter Kant konnte er nicht einfach zurückgehen, da dessen Analyse und Ergebnisse unbestreitbar waren. Auch für Husserl gibt es Bewußtseinsgesetze, „nach denen wir beim Denken vorgehen müssen, wenn wir die Wahrheit finden wollen“. Diese Gesetze aber sind zu trennen von den psychologisch oder ideengeschichtlich erklärbaren Bedingungen – sie sind notwendig objektiv, auch im Subjekt (etwa wie die Mathematik nicht abhängig von der Psyche des Mathematikers ist). Was die Dinge betrifft, die sich dieser gesetzmäßigen Erkenntnis darbieten, so kann man sie freilich nicht mehr naiv, „vorkantisch“ theoretisieren. Nicht die Dinge, wie sie sind, sondern wie sie erscheinen, sind einzig Gegenstand des Nachdenkens. So läßt sich nicht das „Ding an sich“, aber das „Ding, das dem Bewußtsein erscheint“ analysieren, das „Phänomen“. Hier genau versucht Husserl, Kants Skepsis fruchtbar zu machen: Das Phänomen enthält ein Wie und ein Was für die Theorie. Kant hatte gefragt: *Wie* erscheint etwas? Husserl wird weiterfragen: *Wie* erscheint *etwas*? Schon der Nachweis, daß die Konstitutionsleistung des Bewußtseins untrennbar mit dem Etwas des Phänomens verknüpft sei, oder anders: daß das Bewußtsein immer schon intentional auf ein Etwas gerichtet sei, bedeutete eine methodische Erschütterung. Sie setzte die seit Kant entzogene Möglichkeit, „zu den Sachen selbst“ zu gelangen, wieder frei, wenn auch nur formal. Die „Sachen selbst“ sind dabei selbstverständlich nicht außerhalb des Bewußtseins gedacht; sie sind *noemata* der *noesis*, oder nochmals: dem Bewußtsein erscheinende, von ihm konstituierte Gegenstände der Erkenntnis. Wird diese Voraussetzung geteilt, kann die Erkenntnis aber gegenstandsbezogen operieren, wie es Husserl in den verschiedenen methodischen Reduktionen, immer neu ansetzend, entwickelt.

4. Der Göttinger Kreis

Dieser äußerst knapp skizzierte Gedankengang eröffnete eine neue Phase des Philosophierens für Deutschland und in der Folge für die europäisch-amerikanische Geistesgeschichte. Edith Stein, blutjunge Studentin der Psychologie an der Universität Breslau, erfährt Husserls Anstoß als Lösung aus einem unbefriedigenden subjektivistischen Denkzirkel. Bei der Vorbereitung eines Referates über Denkpsychologie gab ihr der Assistent Dr. Mos-

kiewicz einen Hinweis: „Lassen Sie doch all das Zeug“, sagte er, „und lesen Sie *das* hier; die andern Leute haben ja doch alles nur daher.“ Er reichte mir ein dickes Buch: Es war der II. Band von Husserls ‚Logischen Untersuchungen‘. [...] Mos kannte Husserl persönlich; er hatte ein Semester bei ihm in Göttingen studiert und sehnte sich immer wieder dorthin. „In Göttingen wird nur philosophiert – Tag und Nacht, beim Essen, auf der Straße, überall. Man spricht nur von ‚Phänomenen‘.“¹²

Edith Steins Eindruck von der Lektüre war bekanntlich so stark, daß sie ihre anfängerhaften Studien abbrach und 1913 nach Göttingen wechselte, ins Seminar des „Meisters“, wie er von jetzt an bei ihr heißen wird. Die erregende Atmosphäre dieser Göttinger Jahre, die Edith Steins denkerische und methodische Kräfte entbanden, hat sie mit Scharfblick und der Glut des ersten philosophischen Eros beschrieben.¹³ Sie traf im dortigen Seminar den Polen Roman Ingarden, der seit 1912 bei Husserl studierte und wie sie selbst 1916 mit Husserl nach Freiburg wechselte. Das Seminar war außerdem durch Adolf Reinach (1883–1917) bestimmt, der seit seiner Habilitation 1909 in Göttingen in glücklicher Weise als Assistent Husserls lehrte. Reinach in der Zeichnung durch Ingarden: „Wenn es um die Fähigkeit ging, ein Seminar zu führen, muß ich gestehen, daß er der beste Lehrer war, den ich je getroffen habe. Weder Twardowski noch Husserl sind ihm gleichgekommen, sowohl was die Formulierung der Probleme als auch die Stellungnahme zu ihrer möglichen Lösung bot. Er hatte immer ein Beispiel bei der Hand, er verstand alles, was man ihm zu sagen hatte.“¹⁴ Für Edith Steins Weg war Reinach von großer und mehrfacher Bedeutung. Seine Klugheit half ihr entscheidend in den Krisen ihrer Doktorarbeit; sein für sie kaum faßbarer Weltkriegstod am 16. November 1917 traf sie schrecklich und konfrontierte sie tief anrührend mit dem Glauben der Witwe Anne Reinach.

Der Göttinger Kreis war international und – ein scharf empfundenes Novum – auch von Frauen besucht, seit sich die deutschen Universitäten ab 1900 nach und nach für das Frauenstudium geöffnet hatten. Einige Namen, die später selbst die Arbeit an der Phänomenologie weiterführten, geben den weit ausgreifenden Horizont schon des frühen Kreises: Zu Husserl kamen 1908 Alexandre Koyré aus Odessa und Dietrich von Hildebrand aus Mün-

¹² *Aus dem Leben einer jüdischen Familie. Das Leben Edith Steins: Kindheit und Jugend (Autobiographie)*. ESGA 1, 170.

¹³ Ebd., Kap. VII.

¹⁴ R. Ingarden, *Die philosophischen Forschungen Edith Steins*, in: Waltraud Herbstrith (Hg.), *Edith Stein – eine große Glaubenszeugin. Leben – Neue Dokumente – Philosophie*, Annweiler o.J., 207. – Nach Reinachs Tod erschien ein Auswahlband, federführend von Edith Stein zusammengestellt: *Adolf Reinachs gesammelte Schriften, herausgegeben von seinen Schülern*, mit einem Vorwort von Hedwig Conrad-Martius, Halle 1921. Heutige Standardausgabe: *Adolf Reinach, Sämtliche Werke. I: Die Werke; II: Kommentar und Textkritik*, hg. v. K. Schuhmann und Barry Smith, München 1989.

chen, 1909 Johannes (Jean) Hering aus Straßburg, 1910–1912 Hedwig Martius aus München (von Geiger), 1911 Hans Lipps aus München und Winthrop Bell aus Kanada, 1912 Roman Ingarden aus Polen und Adolf Grimme aus Preußen, 1913 Fritz Kaufmann und Edith Stein.¹⁵ Diese Namen und einige mehr, etwa der Spätankömmling Heidegger, erscheinen über die Jahre hinweg in Edith Steins Briefen, ja es sieht so aus, als wäre sie seit Freiburg eine Art Sammlungspunkt und Nachrichtenbörse für die in alle Welt versprengten „Göttinger“ gewesen.

5. Der Philosoph Roman Ingarden

Wer war Ingarden in diesem zahlenmäßig kleinen, bedeutungsmäßig gewichtigen Arbeits- und Freundeskreis? Geboren wurde Roman Ingarden am 5. Februar 1893 in Krakau, war also eineinhalb Jahre jünger als Edith Stein. Nach sechs Jahren Studium bei Husserl promovierte er 1918 in Freiburg über *Intuition und Intellekt bei Henri Bergson*, nicht ohne ausführliche Kritik an Bergson (1859–1941) zu üben – mit Edith Steins Billigung übrigens. Die Rückkehr nach Polen bedeutete in den schlechten Nachkriegsjahren zunächst eine Art Hauslehrerstelle und auch Schulunterricht, bis Ingarden 1924 Dozent in Lemberg wurde; Edith Stein gratulierte ihm 1934 zu einer Professur. 1931 erschien die auf deutsch geschriebene bekannteste Arbeit *Das literarische Kunstwerk*; 1937 folgte ergänzend *Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks* (dt. veröffentlicht 1968). Die Philosophie-Professur ab 1945 in Krakau wurde von 1950 bis 1956 aufgehoben: Der Stalinismus entledigte sich des „idealistischen“ Nicht-Marxisten, dem auch die Teilnahme an internationalen Tagungen im Ausland verboten wurde. 1957 unter Gomulka konnte Ingarden bis zu seiner Emeritierung 1963 die Professur wieder ausüben; er war Mitglied der Polnischen Akademie und konnte ab 1957 seine Gesammelten Werke im staatlichen wissenschaftlichen Verlag veröffentlichen, darunter drei Bände *Der Streit um die Existenz der Welt* von 1947/48 (dt. 1964, 1965, 1974) und *Untersuchungen zur Ontologie der Kunst* von 1962 (engl. 1989). 1963 erhielt er den Johann-Gottfried-von-Herder-Preis; 1968 legte er auf Einladung von Karol Wojtyła auch eine (ziemlich kritische) Stellungnahme zu Edith Steins Philosophie vor.¹⁶ Ingarden starb am 14. Juni 1970 in Krakau.

¹⁵ Eberhard Avé-Lallemant, *Die phänomenologische Bewegung. Ursprung, Anfänge und Ausblick*, in: Hans Rainer Sepp (Hg.), *Edmund Husserl und die phänomenologische Bewegung. Zeugnisse in Text und Bild*, Freiburg/München ²1988, 70.

¹⁶ Ingarden, *Die philosophischen Forschungen Edith Steins*, 203 – 229.

Auch hier sei das Aufgezählte inhaltlich deutlicher bestimmt. Ingarden versucht sich zunächst an einer Ausarbeitung der Argumente gegen den „transzendentalen Idealismus“ seines Lehrers Husserl; dieser Kritik dienen die frühen Arbeiten *Über die Gefahr einer Petitio Principii in der Erkenntnistheorie* 1921, *Über die Stellung der Erkenntnistheorie im System der Philosophie* 1925 und *Bemerkungen zum Problem ‚Idealismus-Realismus‘* 1929 in der Festschrift zu Husserls 70. Geburtstag. Hintergrund ist das Unbehagen (das auch Edith Stein teilt), Husserl habe in den *Ideen* von 1913 seine „Wende zu den Sachen selbst“ teilweise rückgängig gemacht und sei im wesentlichen wieder auf die kantisch-„idealistische“ Position zurückgekommen. Stattdessen sucht Ingarden entschiedener als Husserl die Möglichkeit einer Ontologie, einer Lehre von der Realität als einer Vorgabe des Bewußtseins, neu zu begründen. Er reagierte übrigens merklich gereizt auf die ontologischen Entwürfe von Hedwig Conrad-Martius, die Edith Stein ihm zusandte und die für ihn zu stark außerphilosophische glaubensmäßige Vorgaben einbezogen.¹⁷ Von der Erkenntnistheorie aus vollzog Ingarden den Schritt, der ihn bekannt machen sollte: zu einer Begründung der Ästhetik auf die phänomenologische Betrachtung. Besonders *Das literarische Kunstwerk* von 1931 versucht, objektive oder besser ontologische Maßstäbe für die Betrachtung und Wertung von Kunst zu gewinnen – im Gegenzug gegen eine zu psychologistische, subjektive Einfühlung, die sich einem von der Sache bestimmten Wertmaßstab verweigern muß. Umgekehrt neigt Ingardens Analyse notwendig zu einem nicht geschichtlich und nicht erfahrungsmäßig verankerten, gleichsam „überzeitlichen“ Urteil – was nicht zuletzt der Grund war, weswegen er von den doktrinären Ideologen seines Landes als „Idealist“ verschrien wurde. Dieses Urteil ist mittlerweile revidiert; schon 1975 fand in Polen eine internationale Tagung über Phänomenologie und Marxismus statt, wo – unter den damaligen Vorgaben – Ingardens Leistung für die phänomenologische Forschung vielfach gewürdigt wurde. Die weitere Rezeption Ingardens muß abgewartet werden; im zeitweilig vorherrschenden Interesse für die geschichtlich-soziale Verwiesenheit von Kunst und Künstler wurde seine Annäherung wenig aufgegriffen (was freilich nichts über seinen denkerischen Rang sagt). Neuerdings zählt er vielmehr zweifelsohne zu „den großen polnischen Denkern und Phänomenologen unseres Jahrhunderts“¹⁸. So zielt der Titel des zu Ingardens 100. Geburtstag erschienenen Sammelbandes *Kunst und Ontologie*¹⁹ auf die Spannung zwischen schöpferischen

¹⁷ Brief 80 vom 13. 12. 1921.

¹⁸ Gregor Haeffliger, Art. *Roman Ingarden*, in: Julian Nida-Rümelin (Hg.), *Philosophie der Gegenwart in Einzeldarstellungen von Adorno bis v. Wright*, Stuttgart 2. erw. Aufl. 1999, 343.

¹⁹ Włodzimierz Galewicz, Elisabeth Ströker, Władysław Strozewski (Hgg.), *Kunst und Ontologie. Für Roman Ingarden zum 100. Geburtstag*, Elementa 62, Amsterdam/Atlantis 1994.

Bewußtseinsakten und dem seinsmäßig gegebenen Gegenstand (von seiner Materialität, der Bedeutungsebene, den dargestellten Inhalten bis zum ästhetischen Wert), mithin auf Ingardens eigenständige Ausarbeitung der Verbindung von Phänomenologie und Ontologie.

6. Ein „Briefwechsel, der keiner ist“?

Die Briefe Edith Steins sind nicht nur vorrangig ein Spiegel der Schreiberin, sondern in geringerem Maße auch ein Spiegel Ingardens. Schon im ersten Brief vom 5. Januar 1917 scheint eine Facette auf, unter der Edith Stein offenbar für Ingarden wichtig war: Die wenige Monate zuvor mit *summa cum laude* promovierte Doktorin hatte seine Dissertation über Bergson durchgearbeitet, inhaltlich und sprachlich, und billigt sie mit einigen Verbesserungswünschen. Sie schlägt, jung und mutig, sogar vor, er möge sein kritisches Kapitel „unter irgend einem schwungvollen Titel wie ‚prinzipieller Widersinn der Bergsonschen Methode‘ oder so“ erscheinen lassen. Von Anfang an zeigt sich ihre später noch oft erprobte Fähigkeit zu Kritik, Anregung, Klärung, zum uneigennütigen Mitdenken. Es scheint, daß Ingarden diese Fähigkeit sogar ein wenig übernutzt, wenn man die Arbeitsbelastung der Speyerer Lehrerin ab 1923, die sich kaum zur eigenen geistigen Fruchtbarkeit freikämpfen kann, bedenkt und die fortgesetzten Bitten Ingardens um Lektüre und Beurteilung seiner Entwürfe aus den Briefen entnimmt. Allerdings verfügte Edith Stein auch über die Freiheit, solche Bitten freundlich-klar abzuschlagen – freilich erst in den späteren Jahren. Aus den Schreiben wird jetzt auch deutlich – was bisher nicht bekannt war –, daß Edith Stein 1929/30 Ingardens *Literarisches Kunstwerk* bis in Einzelheiten hinein überarbeitete und außerdem für den Druck beim deutschen Verlag Max Niemeyer sorgte. Noch mehr schätzte sie den Beitrag zur Husserl-Festschrift 1929: „Ihre Arbeit [...] gefällt mir ausgezeichnet, bei weitem am besten von allem, was ich von Ihnen gelesen habe.“²⁰

Dieses Anschieben, Ermutigen, Stützen des Freundes durchzieht besonders die Briefe der ersten Jahre. Es wiederholt im Kleinen, was Edith Stein zeitgleich, manchmal resigniert, manchmal angeregt berichtend als Husserls Privatassistentin mit dessen Manuskripten leistet: kongeniales Einfühlen in die Gedankenwelt eines anderen. Gegenüber Ingarden sind die Ratschläge selbstbewußt, sicher vorgetragen, ebenso wird der manchmal erwähnte „philosophische Kindergarten“ (Edith Steins Seminar in Freiburg) reizend-boshaft charakterisiert. Andererseits sind die Töne des Selbstzweifels mehrfach und redlich gemeint zu hören – Selbstzweifel aber nur da, wo es um das

²⁰ Brief 126 vom 16. 5. 1929.

eigene Arbeiten, das eigene Schöpferische geht (das durch das Übermaß der Fremdaufgaben sicherlich auch gewalttätig zurückgehalten wurde).

Für die eingehende Husserl-Forschung enthüllen die Briefe auch den ein- einhalbjährigen Kampf der Assistentin mit unvollendeten, mehr noch: ungeordneten Papieren und nicht minder mit deren Urheber. Es war immer schon bekannt, daß Edith Stein Husserl außerordentlich zuarbeitete. Aus der Ingarden-Korrespondenz tauchen nunmehr aber die Bedingungen und der Umfang dieser Arbeiten auf, darüber hinaus „unser Herr und Meister“ selbst²¹, liebevoll-scharf porträtiert neben flüchtigen Zügen Frau Malvines. Zu Art und Umfang der Arbeit ergibt sich dreierlei: Die karg bezahlte, weiterhin von ihrer Mutter unterstützte Doktorin mußte das Rohmaterial der *Ideen II* sichten. Dies tat sie zunächst mit Hingabe, dann mit wachsender seelischer Ermüdung – weniger wegen der überbordenden stenographierten PapierstöÙe als wegen der Unbeteiligtheit Husserls, der sich längst anderen Themen zugewandt hatte. Manchmal gelang ein Einbeziehen des Autors, jedoch: „2 Tage ist das geschehen, dann war’s wieder zu langweilig. Ich habe mir jetzt vorgenommen, unabhängig von den wechselnden Einfällen des lieben Meisters und so schnell es die Nebenaufträge, die ich erhalte, gestatten, das Material, das ich da habe, in eine Form zu bringen, die es auch andern zugänglich macht. Wenn ich so weit bin und er sich dann immer noch nicht entschlossen hat, die Arbeit systematisch anzugreifen, dann werde ich auf eigene Faust versuchen, die dunkeln Punkte aufzuklären.“²² Tatsächlich autorisiert sich Edith Stein selbst zu einer Art Ausarbeitung und betont dabei ihre Selbständigkeit, freilich mit dem schmerzlichen Unterton des Alleingelassenseins²³. Der Gedanke gänzlich eigener Vollendung der Vorgaben taucht immer wieder auf²⁴. Ende Februar 1917 notiert sie, die „Ausführungen über Natur und Geist“ seien „zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen“ und könnten veröffentlicht werden, falls Husserl sie durchsähe²⁵.

Zweitens oblag Edith Stein auch die Neubearbeitung der bereits erschienenen VI. *Logischen Untersuchung*, deren Papiere aussahen, „als ob der liebe Meister eines Tages genug davon gehabt und sie, wie sie gerade waren, in ein Schubfach gestopft hätte“²⁶. Aus dem Weiteren ergibt sich, daß Edith Stein Teile dieser Untersuchung nach Geheiß Husserls zu kleinen Jahrbucharbeiten umgestalten sollte²⁷.

²¹ Brief 68 vom 30. 4. 1920.

²² Brief 1 vom 5. 1. 1917.

²³ Brief 3 vom 28. 1. 1917.

²⁴ Brief 6 vom 3. 2. 1917.

²⁵ Brief 9 vom 20. 2. 1917.

²⁶ Brief 10 vom 7. 3. 1917.

²⁷ Brief 14 vom 9. 4. 1917. – Die Entwürfe zur Umarbeitung der VI. *Untersuchung* sind veröffentlicht in Hua 20.

Drittens gehört zu den bleibenden Verdiensten dieser mehr als mühevollen Arbeit auch die „Entdeckung“ des Konvoluts über das *Zeitbewußtsein*, besser gesagt: die Entdeckung der Notizenzettel seit 1903 zu diesem Thema. Edith Stein, die schon von dem Gedanken berührt war, ihre Arbeit wegen offenkundiger Fruchtlosigkeit aufzugeben – Husserl blieb ungesprächig –, entschloß sich daraufhin zu einem weiteren Anlauf²⁸. Tatsächlich berichtet sie im August 1917 über die gelungene Anordnung, etwas später auch von gefundenen Notizen über die Raum-Konstitution²⁹. Nach weiterer angestrengter Tätigkeit, offenbar an den *Ideen II* und deren „Analyse der Person“, bricht der Zwiespalt offen aus; sie erklärt Husserl ihren „Rücktritt“ wegen der unbefriedigenden Art ihrer Assistentenschaft³⁰. Zwar liest und bedenkt sie mit ihm auch im Juni 1918 noch dieselben *Ideen*, ja sie leistet Hilfe im Haushalt bei Husserls Krankheit im Oktober 1918, doch weist sie mehrfache Versuche, sie zurückzugewinnen³¹, ohne das geringste Zögern ab. „Denn ich habe gar keine Lust, neue Stöße von Papier aufzuhäufen, die er nicht an-guckt“³² – so der monatelange Refrain. Im nachhinein hat sich die Mühsal der Co-Autorin ausdrücklich wider Erwarten gelohnt: 1928 erscheinen die *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*, freilich von Heidegger herausgegeben, der die Vorarbeiten Edith Steins fast unverändert übernimmt, sie aber nur in einem Nebensatz erwähnt³³. Ebenso erscheinen die *Ideen II und III* nach Husserls Tod, herausgegeben von Ludwig Landgrebe³⁴, der jedoch betont, daß es ohne Edith Steins Leistung dieses Werk nicht gäbe. – Um es klarzustellen: Die Kündigung bei Husserl betraf nur seinen Arbeitsstil, nicht seine Gedankenwelt, noch weniger seine Persönlichkeit, an die Edith Stein „mit grenzenloser Verehrung und Dankbarkeit“³⁵ dachte – die Briefe zeigen in vielen winzigen Spiegelungen und Alltagsbeobachtungen ihren Scharfblick wie ihr Gefühl für seine große menschliche Noblesse.

Neben diesen reizvollen wissenschaftsgeschichtlichen Notizen werden viele andere Fragen ausgetauscht – man erfährt von Edith Steins Lektüre (Dostojewski, Kleists *Penthesilea*) und Lieblings-Musik (Bach und Mozart), von polnischen Sprachstudien. Man lernt aber auch wie kaum sonst die preußische Patriotin in Diskussion mit dem polnischen Patrioten kennen, sieht die politisch denkende, vom Weltkrieg und Deutschlands Zusammenbruch

²⁸ Brief 20 vom 6. 7. 1917.

²⁹ Brief 21 vom 7. 8. 1917; Brief 22 vom 26. 8. 1917. – Das unedierte Ms. befindet sich im Husserl-Archiv Löwen.

³⁰ Brief 28 vom 19. 2. 1918.

³¹ Brief 41 vom 25. 7. 1918.

³² Brief 12 vom 20. 3. 1917.

³³ Hua 10, 1966.

³⁴ Hua 4 und 5, 1952.

³⁵ Brief 78 vom 15. 10. 1921.

verstörte Edith Stein – ein bisher unterschätzter Zug, der hier unterstrichen sei. Anfänglich überwiegt noch der hoffnungsvolle, auch klar beobachtende Ausblick nach vorn: „Nach dem Kriege wird das Wahlrecht und damit die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses und wohl auch des Ministeriums eine andere. Dann wird mein liebes Preußen deutscher und damit zugleich auch mitteleuropäischer sein“³⁶. Kurz darauf ein bezeichnendes Bekenntnis, das vor dem Hintergrund ihres Lebensendes bewegend wirkt: „Alles, was ich bin, gehört dem Staat; wenn ich den Krieg überlebe, dann will ich es als neu geschenkt wieder aufnehmen“³⁷. In der Mitte desselben Jahres ein beinahe lebensmüder Ton – eine Reihe Breslauer Studienfreunde sind tot, „der Jugendübermut ist zum Teufel [...], als ob man einer längst ausgestorbenen Generation angehörte. [...] Im allgemeinen sind es eigentlich nur 2 Sachen, die meine Spannkraft aufrecht erhalten: die Begier zu sehen, was aus Europa wird, und die Hoffnung, etwas für die Philosophie zu leisten“³⁸. Bemerkenswert aktiv denkt die Philosophin über Europa nach. Bei Gelegenheit bringt sie eine „alte Idee“ wieder zur Sprache, man solle in den verschiedenen Ländern Institute für Kulturaustausch einrichten „zur Anbahnung eines wechselseitigen Verständnisses“³⁹. Nach dem Krieg in Breslau tritt sie unmittelbar in die neugegründete Deutsche Demokratische Partei ein, vor allem von den Zielen bewegt, die Frauen zur Wahlurne zu bringen und für die Abstimmung in Oberschlesien zu kämpfen – monatelange harte Arbeit, Abfassung von Flugblättern, Parteiversammlungen folgen⁴⁰. Diese Karriere endet zwar: „Die Politik habe ich satt bis zum Ekel. Es fehlt mir das übliche Handwerkszeug dazu völlig: ein robustes Gewissen und ein dickes Fell. Immerhin werde ich bis zu den Wahlen aushalten müssen, weil es zuviel notwendige Arbeit gibt“⁴¹. Aber Edith Steins geschichtliches, frauenrechtliches, soziales Denken wird bleiben – 1919 konzipiert sie eine Abhandlung über *Individuum und Gemeinschaft*, die unmittelbar aus der politischen Arbeit hervorgeht; 1920 folgt *Eine Untersuchung über den Staat*. Die Briefe geben weiterhin manchen Reflex auf die Weimarer Republik wie später (sehr verhalten) auf das Dritte Reich.

Noch eine Bemerkung zum Gesamteindruck: Edith Steins ausführliche Mitteilungen wirken zwar rasch und bereitwillig hingeworfen, trotzdem aber selten impulsiv, manchmal sogar gebremst. Tatsächlich liegt der Grund nicht bei der Schreiberin, die man als junge Frau gelöster, farbiger erwartet hätte (wie das bei der Autobiographie doch immer wieder durchbricht). Der

³⁶ Brief 3 vom 28. 1. 1917.

³⁷ Brief 7 vom 9. 2. 1917.

³⁸ Brief 20 vom 6. 7. 1917.

³⁹ Brief 35 vom 2. 6. 1918.

⁴⁰ Brief 60 vom 30. 11. 1918; Brief 62 vom 10. 12. 1918.

⁴¹ Brief 63 vom 27. 12. 1918.

Grund liegt bei dem „Briefwechsel, der keiner ist“, wie sie einmal scherzend die Wahrheit benennt⁴²: einfach bei Ingardens Zurückhaltung, Schweigen, seiner schwer zu sänftigenden Neigung zu Mißverständnissen. So bleibt als Maxime: „Ich für meinen Teil mußte mich ja immer gewaltsam zurückhalten, um nicht mit dem Einsatz meiner vollen Persönlichkeit zu schreiben“⁴³. Aber obwohl Edith Stein in einen „weiten, luftleeren Raum“⁴⁴ hineinzusprechen hat, hört man den schönen, ernsthaft-noblen Ton auch in seiner unfreiwilligen Bändigung.

7. Glauben mit oder gegen die Philosophie?

Ein Thema deutet sich 1917 an, das statt auf offenen Austausch bei Ingarden auf verschlossene Türen stößt. Diese Abwehr wird bis zum Ende bleiben: Sie betrifft den Glauben. Bezeichnenderweise werden Edith Steins Mitteilungen über ihren Weg immer lakonischer. Der Wunsch nach gemeinsamer Augustinus-Lektüre 1917 erfährt offenbar keine Gegenliebe. Lebenswendende Entscheidungen wie der Entschluß zur Taufe oder zum Eintritt in den Karmel werden nur noch knapp notiert. Auch hier antwortet Ingarden, wie es scheint, mißgestimmt; Edith Stein erwähnt seinen „sehr säuerlichen Glückwunsch-Ersatz“ zu ihrer Einkleidung⁴⁵.

Diese gegenseitige Wortlosigkeit fügt seinem wie ihrem Porträt jedoch einige Züge hinzu. Ingardens mangelndes Verständnis für das „Heimfliegen“ seiner Freundin zum Christentum beruht, soweit man aus den reagierenden Briefen sehen kann, auf einer intellektuellen Barriere. Sie ist jedoch weniger persönlicher als grundsätzlicher Natur (und daher noch schwerer wegzuräumen). Er wirft Edith Stein (wie auch den von ihm abgelehnten metaphysischen Arbeiten von Hedwig Conrad-Martius) offenbar vor, die intellektuelle Arbeit auf Glaubensaussagen zu stützen, und umgekehrt: Offenbarung durch das Instrument der Rationalität zu erhellen. Damit scheint ihm die „Philosophenwürde“ verletzt⁴⁶. Hier ist ein neuralgischer Punkt des Theoretisierens getroffen, den Edith Stein selbst ausgezeichnet kennt, wie sie temperamentvoll klarlegt: „Ihr Verhalten ist ja das ganz typische der Intellektuellen, soweit sie nicht kirchlich erzogen sind, und ich habe es bis vor wenigen Jahren nicht anders gemacht.“⁴⁷ Und eine Attacke, die mitten aus ihrer Geradlinigkeit kommt: „Wie ist es möglich, daß ein Mensch mit wissenschaft-

⁴² Brief 3 vom 28. 1. 1917.

⁴³ Brief 32 vom 12. 5. 1918.

⁴⁴ Brief 33 vom 17. 5. 1918.

⁴⁵ Brief 160 vom 5. 5. 1934.

⁴⁶ Brief 121 vom 10. 2. 1928.

⁴⁷ Brief 85 vom 19. 6. 1924.

licher Schulung, der den Anspruch auf strenge Sachlichkeit erhebt und ohne gründliche Untersuchung nicht über die kleinste philosophische Frage ein Urteil abgeben würde – daß der die allerwichtigsten Probleme mit einer Phrase abtut, die an den Stil eines Winkelblättchens erinnert. Ich meine den ‚zur Beherrschung der Massen ausgedachten Dogmenapparat‘.⁴⁸ Spätere Briefe von 1927, die im Umfeld des Wiedersehens nach zehn Jahren geschrieben sind, werden verhaltener, deuten aber nicht weniger helllichtig Ingardens intellektuelle Flucht an: „Es ist nicht nötig, daß wir bis zum Ende unseres Lebens zu einem Rechtsausweis der religiösen Erfahrung kommen. Aber es ist notwendig, daß wir zu einer Entscheidung für oder wider Gott kommen.“⁴⁹

Sicher und erfahren wirken viele dieser Bemerkungen, nicht von der Not der Verteidigung geprägt. Edith Stein wägt den Sinn einer Auseinandersetzung bei so unterschiedlichen Vorgaben nachdenklich ab: „Ich fürchte mich auch nicht, Ihren Einwänden zu entgegnen. Aber es wäre nötig, jeden einzelnen Satz zu widerlegen, auf alle Mißverständnisse und falschen Voraussetzungen einzugehen, die darin stecken. Es sollte mich die Zeit und Mühe nicht reuen, wenn ich mir nur versprechen könnte, Ihnen damit irgend etwas helfen zu können. Aber eben das glaube ich gegenwärtig nicht. Jeder meiner Briefe würde einen neuen Kommentar erfordern, der auf nicht größeres Verständnis zu rechnen hätte als das Kommentierte. Ich erinnere mich ja gut, wie es bei mir war, ehe die Binde von meinen Augen genommen wurde.“⁵⁰

Zeichenhaft ist der letzte Brief dieser langen Freundschaft aus Anlaß von Husserls Tod geschrieben, mit dem Datum vom 6. Mai 1938. Freilich gibt es begreifliche Gründe für das anschließende Verstummen: die nach der „Reichspogromnacht“ vom 9. November 1938 aufgenötigte Emigration in den Karmel Echt am Ende des Jahres 1938 und den Ausbruch des Krieges. Trotzdem läßt sich auch sagen, daß die Beziehung, die im Zeichen Husserls zu wachsen begann, mit seinem Tod einen äußeren Schlußstein fand. Es ist dem Ganzen dieser Freundschaft aber auch gemäß, sich zu erinnern, daß Edith Stein in ihrem bekannten Akt der Übereignung Gott ihren Tod angeboten hatte „für alle, die Du mir gegeben, daß keiner von ihnen verloren gehe“. In dieser Wendung sind ihre Freunde eingeschlossen, ohne den Anhauch eines Zögerns, mit der Wörtlichkeit jener Treue, die sie – auch Ingarden – immer zugesagt hatte.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Brief 117 vom 20. 11. 1927.

⁵⁰ Brief 120 vom 1. 1. 1928. Am Ende des Briefes wird die Lektüre der *Autobiographie* von Teresa von Avila (Edith Steins eigener Schlüssel zum Glauben) empfohlen, ferner Johannes vom Kreuz, auch die Mystikerin Lucie Christine in der Übersetzung Romano Guardinis (Mainz 1921).